

LAURA WILSON
Wenn die Nacht kommt

Buch

London im Herbst 1940. Die Angriffe deutscher Flieger versetzen die Einwohner der Stadt in Angst und Schrecken, doch der Terror hat auch noch ein zweites Gesicht. Nachts, während die Verdunkelung Schutz vor feindlichen Angriffen bieten soll, geht eine andere tödliche Gefahr in London um: Bereits vier Frauen hat ein Serienkiller auf brutale Weise ermordet und verstümmelt. Seine Opfer sucht er unter den Prostituierten, die im vom Krieg gezeichneten London ihren Lebensunterhalt verdienen müssen. Auch Rene zählt zu ihnen. Sie hat zwar gelernt, mit dem unheilvollen Geheul der Sirenen zu leben. Aber jede Nacht auf den Straßen ist von der quälenden Angst erfüllt, ob erneut eine ihrer Freundinnen dem Mörder in die Hände fällt. Solche Sorgen kennt die junge Lucy nicht. Sie arbeitet als Büroangestellte nur tagsüber in der Stadt und kehrt abends zu ihrer Familie in Clapham zurück. Doch auch sie gerät ohne es zu ahnen in tödliche Gefahr, als sie bei einem Bombenalarm einen jungen Mann kennen lernt, der ihr zunächst wie ein rettender Engel erscheint: Jim ist ein begnadeter Kampfflieger, gut aussehend, bewundert für seine Heldentaten und dank seines Killerinstinkts perfekt für den täglichen Überlebenskampf in der Luft gerüstet. Anspannung und ständiger Druck machen allerdings auch Jim zu schaffen – doch er hat längst ein mörderisches Ventil gefunden ...

Autorin

Laura Wilson ist in London aufgewachsen, studierte am Somerville College, in Oxford und am UCL in London. Sie arbeitete als Lehrerin und später mehrere Jahre als Sachbuchlektorin in einem englischen Verlag, bevor sie sich ganz dem Schreiben widmete. Ihr Debütroman »Ein kleiner Tod« wurde von Presse, Lesern und zahlreichen Schriftstellerkollegen wie Donna Leon, Frances Fyfield und Ruth Rendell enthusiastisch gefeiert und brachte der jungen Autorin über Nacht den Durchbruch. »Wenn die Nacht kommt« wurde mit dem »Prix du Polar Européen du Point« ausgezeichnet, der alljährlich in Frankreich für den besten Kriminalroman eines europäischen Autors vergeben wird. Laura Wilson lebt in London, wo sie bereits an weiteren Kriminalromanen arbeitet.

Von Laura Wilson außerdem bei Goldmann lieferbar:
In Abrahams Schoß. Thriller (46264)

Laura Wilson

Wenn die Nacht
kommt

Roman

Aus dem Englischen
von Caroline Einhüpl

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
»The Lover«
bei Orion, London.

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

Einmalige Sonderausgabe September 2007

Copyright © der Originalausgabe 2004

by Laura Wilson

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2005

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: buchcover.com/doublepointpictures

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-46611-5

www.goldmann-verlag.de

Für alle, die es durchgemacht haben,
und in Erinnerung an jene,
die ums Leben gekommen sind

Prolog

Samstag, 19. Oktober 1940

Soho, London

Es war stockdunkel in der Gasse. Sich gegenseitig stützend, schlurften die beiden Männer in nach Rauch und Bier stinkenden Mänteln und Hüten über das kaputte Pflaster.

»Ich hab zu ihr gesagt«, lallte George, »hör auf dir vorzustellen, wie du aussiehst, wenn du in Stücke zerrissen bist. Geh doch in den Bunker, wenn du willst, hab ich gesagt. Ich steh wegen diesem blöden Hitler nicht auf. Deine Phantasie geht mit dir durch, das ist dein Problem.«

Bob rülpste. »Hätte das Letzte nicht mehr trinken sollen.«

»Man kann nicht mehr mit ihr reden«, sagte der andere. »Seit es die Leute drei Häuser weiter erwischt hat, ist sie mit den Nerven völlig runter ...«

»Schweine sind das ... Weißt du was?«

»Nein, was?«

»Ich kann absolut nichts sehen.«

»Ich auch nicht.«

Schwankend blieben sie stehen und spähten hoffnungslos in das schwarze Nichts.

»Hast du eine Taschenlampe?«, fragte Bob.

»Keine Batterien. Im Laden gibt's schon seit zwei Wochen keine mehr und woanders auch nicht.«

»Na dann ...« Bob machte einen Schritt vorwärts. »Hauptsache, wir laufen nicht gegen irgendeine Mauer.«

»Nach den letzten Nächten gibt es doch gar keine Mauern

mehr. Gestern hab ich einen guten Witz gehört, kennst du den schon? Drei Männer im Pub, ziemlich betrunken ...«

»... wie du ...«

»Jedenfalls versprechen sich die drei, alles zu tun, was ihre Frauen ihnen sagen, wenn sie nach Hause kommen. Wer es nicht tut, muss den anderen einen ausgeben. Am nächsten Tag treffen sie sich wieder. Der erste sagt: ›Also, ich hab's gemacht. Als ich nach Hause kam, war ich ein bisschen ... ihr wisst schon ... jedenfalls hab ich ins Waschbecken gepinkelt, und meine Alte sagt: ›So ist es recht, pinkel alles voll.« Und das hab ich gemacht ... den Tisch, den Sessel, die Gardinen, den Teppich ...«

»Vorsicht!« George rutschte beinahe aus und prallte gegen Bob, der ihn am Arm packte.

»Hey! 'tschuldigung Kumpel. Ist ein bisschen rutschig hier ...«

»Das liegt an dir, du blöder Hund, du hast einen im Kahn.«

»Nein, da unten ist irgendwas Glitschiges ... Also, der zweite sagt: ›Ich hab's auch gemacht – bin nach Hause gekommen, na ja, genau wie du, hab mir 'ne Zigarette angezündet und das Streichholz auf den Teppich fallen lassen. Und meine Frau sagt: ›So ist es recht, zünde das ganze Haus an.« Und das hab ich gemacht. Ist alles in Flammen aufgegangen.« Der Dritte ist ein bisschen schweigsam, also fragen sie ihn: ›Und was war bei dir?« Er sagt: ›Als ich nach Hause kam, war meine Frau im Bett, und ich wollte ein bisschen schmusen, also hab ich meine Hand zwischen ihre Beine gelegt, und sie sagt: ›Nur über meine Leiche, Sid ...«

»Vergiss die Leiche! Und halt endlich still, verdammter Mist, sonst fallen wir beide hin.«

»Aber der ist gut. Himmelherrgott, ist das glatt hier ...«

»Das ist nur Müll. Aus den Läden hier.«

»Hier gibt es keine Läden. Nicht in dieser Gegend.«

»Doch ... oder?« Sie blieben wieder stehen. Die Dunkelheit war undurchdringlich wie eine Mauer. »Himmel, wo sind wir?«

»Total verlaufen haben wir uns, das ist es.«

»Verrückt ...« Bob seufzte. »Wir könnten überall und nirgends sein.«

»Das haben wir ja prima hingekriegt. Ich bin derjenige, den es heute Nacht erwischt, das sage ich dir. Ich hab Edna versprochen, dass ich vor der nächsten Ladung zu Hause bin.«

»Hast du ein Streichholz?«

»Was?«

»Ein Streichholz. Irgendwas *ist* da unten, und ... Danke.« Es gab ein kratzendes Geräusch, und kurz flammte ein Licht auf.

»Pass doch auf. Beinahe hättest du mein Auge getroffen. Was ist da unten?«

»Keine Ahnung. Ist hier irgendwo ein Metzger?«

»Nein.«

»Also, irgendwer hat hier sein Abendessen fallen lassen. Sieht aus wie Leber.« Bob stolperte rückwärts, als sein Freund gegen ihn fiel, und rutschte mit einem nassen, klatschenden Geräusch auf dem Pflaster aus. »Klingt wie mein Hund, wenn er sich leckt ... Alles in Ordnung?«

»Himmel, das ist ... Oh *Himmel* ... Meine Hand, meine Hand ist da drin, oh mein Gott, Herrgott hilf ...«

»Was quasselst du da von deiner Hand?«, fragte der andere ungeduldig. »Du bist auf einen Sandsack gefallen, mehr nicht.«

»Sandsäcke ... tragen ... keine ... Nylonstrümpfe ... Oh Gott, ich muss ...«

»Hey, nicht auf meine Schuhe, du Schwein! Bist du fertig?« Bob beugte sich hinunter und tastete in der Dunkelheit nach seinem Freund. Bei dem Gestank nach erbrochenem Bier

musste er würgen. Seine Fingerspitzen berührten etwas Klebriges, dann spürte er etwas Dickes, Weiches – völlig durchnässt – einen Mantel, auf den schmutzigen Steinen ausgebreitet. Seine Hand wanderte daran entlang, berührte eine knochige Hüfte, die Kurve eines Oberschenkels – kühle, teigige Haut – und dann das obere Ende eines Strumpfes. »Entschuldigung, meine Liebe. Dachte, du wärst ein Sandsack. Mein Freund ist ...«

Schritte. Der Mann drehte sich um und sah den schwachen Lichtkegel einer Taschenlampe auf sie zukommen, gefolgt von dunklen Schuhen und einer Uniformhose.

»Sind Sie der Luftschutzwart?

»Ja. Was ist hier los?«

»Sagen Sie es uns, Mann. Hier liegt eine Frau. Mein Freund ist über sie gestolpert.« Er ging ein paar Schritte auf das Licht zu und sagte etwas leiser: »Ich glaube, sie hat einen über den Durst getrunken.«

Der Luftschutzwart schnüffelte. »Du meine Güte. Na dann bringen wir mal etwas Licht in das Dunkel.« Als Bob zusah, wie der kleine Lichtstrahl über das Pflaster tanzte, hatte er auf einmal das Bild seiner Kinder vor Augen, wie sie auf der Straße Hüpfkasten spielten, sah schmutzige Knie, aufblitzende Unterhosen, wippende Pferdeschwänze, die aber plötzlich mit einem einzigen Atemzug weggewischt waren, als das Licht auf eine Pfütze mit einer dunklen, dickflüssigen, glänzenden Flüssigkeit fiel. Der Luftschutzwart hielt die Lampe still. »Herr im Himmel!«

»Das ist ja Blut.«

»Herr im Himmel«, wiederholte der andere. Der Schein seiner Taschenlampe hüpfte über das Pflaster. Dann stand er wieder still. Im Zentrum des Lichtkegels lag ein blutbefleckter Gegenstand aus Metall. »Ein Dosenöffner«, sagte er gepresst.

Die Männer schwiegen, als die Taschenlampe weiterwan-

derte, bis sie den Saum eines blauen Mantels erfasste, unter dem ein Knäuel aus rosigem, glitzerndem Fleisch herauszurutschen schien.

Bob umklammerte den Arm des Luftschutzwarts. »Was ist das?«

»Ich weiß es nicht.«

Das Licht fiel auf die geöffnete Handfläche der Frau und auf ein kleines Stückchen blauen Stoff daneben, das wie ein Briefumschlag gefaltet war.

Der Luftschutzwart zog hörbar die Luft ein. »Mein Gott ...«

»Was ist da, Mann? Was haben Sie da gesehen?«

»Nichts«, sagte der Mann scharf. »Bleiben Sie einfach zurück.« Der Strahl wanderte auf gräulich rosigem Fleisch ein Bein entlang zu einem mit Blut und Schmutz verschmierten Knie, einem Nylonstrumpf, der sich um einen Knöchel schlang, einem hochhackigen einzelnen Schuh, zurück über den blauen Mantel zu einer Masse blutverklebter dunkler Haare und einem Schal, dann tauchte, völlig unpassend, ein glänzender, gelockter kastanienbrauner Pony über dem Ansatz eines geradlinigen Profils auf, weiße, schimmernde Haut im Licht der Taschenlampe, die Augen geschlossen, mit einem beinahe leidenschaftlichen Ausdruck im Gesicht.

Greta Garbo, schoss es Bob durch den Kopf, ehe sein Blick dem Strahl weiter folgte. »Oh Gott.« Er wich einen Schritt zurück. »Ihr Hals ... ihre Kehle ... er hat ihr die Kehle durchgeschnitten ... er hat sie aufgeschlitzt ... *mit einem Dosenöffner* ...« Er stolperte zu der Wand gegenüber, hockte sich hin und vergrub das Gesicht in den Händen.

George kroch auf allen vieren zu ihm hinüber und sank auf den Unterschenkeln hockend in sich zusammen. »Das war *er* wieder, oder?«, stieß er hervor. »Er hat sie tatsächlich aufgeschlitzt.« Er hob den Kopf und erbrach sich noch einmal.

Der Luftschutzwart ignorierte die beiden. Er knipste die Taschenlampe aus, stand aufrecht neben der Leiche, nahm den Helm ab und presste ihn gegen die Brust. »Nein«, flüsterte er in die Dunkelheit. »Das kann nicht sein ...«

**Fünf Wochen früher –
Samstag, 14. September
Essex**

»Darf ich dich nach Hause bringen?«, fragte er.

»Warum?« Als wüsste sie die Antwort nicht. Er war scharf auf sie, jeder konnte das sehen.

»Damit ich dir einen Gutenachtkuss geben kann.«

»Oooh ...« Sie lehnte sich an die Bar – man durfte nicht zu schnell einverstanden sein, das wirkte billig –, stieß dabei aber mit dem Ellbogen an die Kante, und durch den Ruck verschüttete sie ein wenig von ihrem Drink. Sie betrachtete ihren Arm, irgendwie schien er nicht zu ihr zu gehören, und rutschte vorsichtig zur Seite. Auf der Theke war eine kleine Pfütze, und sie wollte nicht mit dem Ärmel hineinkommen. Sie stellte ihr Glas ab und sah ihn wieder an, in der Hoffnung, dass er den kleinen Ausrutscher nicht bemerkt hatte. »Ich weiß nicht recht«, sagte sie.

»Was? Ob ich dich nach Hause bringen oder küssen darf?«

Sie kicherte. »Oh ... *du* ...« Jemand rempelte sie von hinten an, und sie fiel gegen seine Brust.

»Vorsicht«, sagte er und fasste sie am Ellbogen, damit sie nicht umfiel. »Ich glaube, es ist Zeit zu gehen.«

Plötzlich fand sie das auch. Zeit zu gehen. Sie fühlte sich unwohl, müde und, na ja ... *seltsam*. Alles kam ihr irgendwie schief vor, die dicht gedrängten Körper der Flieger und Mädchen, die Köpfe und Schultern, eingehüllt in Zigarettenrauch unter den niedrigen dunklen Balken, das Geklimper auf dem

Klavier, das Klingen der zinnernen Bierkrüge, das Singen und Lachen. Sie hatte sich so sehr gewünscht dazuzugehören, erwachsen zu sein, doch jetzt ... jetzt wollte sie nur noch nach Hause.

Ihre Freundin Mona war nirgends zu sehen. Eigentlich sollten sie im Kino sein, und – auf Ehre und Gewissen – dahin *waren* sie auch unterwegs, bis dieser Wagen voller Männer in blauen Uniformen die Straße entlangbrauste. »Piloten«, hatte Mona mit ehrfürchtiger Stimme geflüstert, und sie waren zurückgetreten, um zu winken.

Und dann hatte der Wagen wunderbarerweise in einer Staubwolke am Straßenrand angehalten, das Fenster wurde heruntergekurbelt, und sie standen drei – drei! – dieser gut aussehenden, schicken Helden gegenüber, und selbst Mona, die schon siebzehn war und in London lebte, verschlug es die Sprache.

»Kommt, Mädels, springt rein!« Mehr war nicht nötig gewesen. Sie hatten einen Blick gewechselt – zu schön, um wahr zu sein –, ihre Fahrräder gegen einen Baum gelehnt und waren schnell eingestiegen. Sie hatte geschwiegen und es Mona überlassen, sie vorzustellen, und versucht, die Wärme und den Druck des Männerbeins gegen ihres auf dem engen Rücksitz zu ignorieren, oder so zu tun, als ignoriere sie beides. Sie kniff die Pobacken zusammen, um sich ein wenig dünner zu machen, doch es nützte nichts, der Druck ließ nicht nach, und in dem wackelnden Auto stießen sie sowieso ständig aneinander. Mona nahm eine Zigarette an, also musste auch sie eine nehmen oder riskieren, für naiv gehalten zu werden. Sie hat auch nur ein ganz kleines bisschen husten müssen. Dann hatte sie beeindruckt beobachtet, wie Mona mit einer gekonnten Bewegung aus dem Handgelenk ihr Rougedöschen geöffnet und sich die Lippen nachgezogen hatte – perfekt, trotz der Schlaglöcher –, und sich gefragt, ob ihr eigenes Make-up, von

Mona hinter einem Baum im Garten aufgetragen, noch in Ordnung war.

Dann hatte Mona den Kopf zurückgeworfen, gelacht und sich die Haare gerauft, und sie hatte es ihr nachgemacht. Die Piloten hatten mit ihnen gelacht, sie waren bei untergehender Sonne die Straße hinuntergedonnert, und alles war wunderbar gewesen. Und dann hatte der Beste, der Hübscheste, und sie war sich sicher, auch der Tapferste – jedes Mädchen hätte seine Aufmerksamkeiten genossen – sie gewählt, als sie im Pub ankamen. Nicht Mona, der der Neid aus den Augen blitzte, nein, *sie*. Er zog sie von den anderen weg, spendierte ihr einen Drink – viele Drinks – und unterhielt sie. Sagte, wie schön es wäre, mit einem Mädchen zu reden, das keine Uniform trug, wie hübsch er ihre Augen fand, und nach einer Weile fing er an, ihr persönliche Dinge zu erzählen, wichtige Dinge, von seiner Schwester zum Beispiel, die krank war, aber schrecklich tapfer und nie klagte und wie sehr sie ihm fehlte und wie er sich auf ihre Briefe freute, und dann entschuldigte er sich dafür, dass er sie langweilte, und sie hatte ihn nur angeglotzt – na ja, sie hoffte natürlich, dass sie nicht wirklich geglotzt hatte, denn das wäre unhöflich, aber so hatte sie sich gefühlt –, doch sie war so glücklich, mit all den anderen – mit *ihm* – dort zu sein, und alles war einfach ... *himmlisch*.

Trotzdem wünschte sie, sie könnte besser mit ihm reden. Zu Hause konnte sie stundenlang plappern, doch hier, mit ihm, fiel ihr absolut nichts ein, was nicht dumm klang ... Sie dachte, der Drink würde es leichter machen, doch dem war nicht so. Er schmeckte nur komisch und nach dreien von der Sorte wurde langsam alles unscharf – Gegenstände und Worte. Nur sein Gesicht schien ruhig und klar, umgeben von einer Art Glanz. Er sah so *gut* aus, mit seinen leuchtend blauen Augen, dem gebräunten Gesicht und dem strohblonden Haar. Wenn ich nur wüsste, wie er heißt, dachte sie. Im Auto hatte

sie es nicht verstanden. Unbeholfen und ganz auf Mona konzentriert, damit sie ja nichts falsch machte, hatte sie es überhört, und jetzt konnte sie ihn nicht mehr fragen.

Draußen war es bestimmt schon dunkel. Sie wollte nicht allein gehen – sie war sich nicht einmal sicher, ob sie es überhaupt konnte –, doch der Gedanke daran, Mona in dem Getümmel suchen zu müssen, sie beim Flirten zu stören, nur um sich nachher anhören zu müssen, dass sie eine Spielverderberin, oder, schlimmer noch, »nur ein Kind« sei, war entmutigend. Da war es doch der beste Gegenbeweis, mit einem Soldaten der Luftwaffe – einem Piloten – zu gehen! Das hieß, solange er sie am Ende der Straße verließ. Mona zu beeindrucken war das Eine, aber wenn ihre Mutter sie mit einem *Mann* zurückkommen sah, würde sie ihr die Hölle heiß machen. Doch darüber konnte sie sich Gedanken machen, wenn es so weit war. Und was den Gutenachtkuss betraf – in ihrem Buch stand, man musste sie zappeln lassen. Nicht mit diesen Worten natürlich, aber das sollte es heißen. Wie auch immer, man konnte einem Mann nicht einfach erlauben, einen zu küssen, weiß der Himmel, was er dann dachte. Und sie würde ihn wiederssehen, oder? Bestimmt würde sie das. Das musste man sich mal vorstellen: Ein Pilot! Benebelt stellte sie sich die Gesichter ihrer Freundinnen vor, wenn sie ihnen das erzählte. Neidisch und gierig gleichzeitig. Sie grinste in sich hinein.

»Warum lächelst du?«, fragte er.

»Nur weil es so ... nett ist. Mehr nicht. Mit dir zu reden.«

»Ich glaube, hauptsächlich habe ich geredet«, sagte er.

»Dann eben, dir zuzuhören. Es ist nett, dir zuzuhören.«

Sie ließ sich von ihm herumdrehen und in Richtung Ausgang führen. Die Tür schlug hinter ihnen zu, und plötzlich waren sie allein in der Dunkelheit. »Puuh!«, sagte sie. »Frische Luft.«

»Hier entlang«, sagte er. Sie machte ein paar wackelige

Schritte auf die Gasse. Der Boden war irgendwie schief. Nein, sie war schief. Sie hörte, wie hinter ihr die Pubtür aufging, und wandte den Kopf um. Ein Fehler. Jetzt war alles schief. Sie musste nach Hause.

Er hakte sie unter und führte sie zur Hausmauer des Pubs. »Lehn dich einen Augenblick an. Dann geht es dir besser.«

Sie spürte die rauen Ziegelsteine durch ihr Kleid. »Es war so schön«, sagte sie. »So wundervoll. Aber ...«

»Bleib einfach still stehen. Gleich geht es dir besser.«

»Meine Taschenlampe ...« sie fingerte in ihrer Tasche danach. Er ergriff ihre Hand und zog sie wieder aus der Tasche.

»Die brauchst du nicht«, sagte er. »Jetzt nicht.«

»Doch«, sagte sie. »Ich will sie haben.«

»Lass das.« Er kam näher und drückte sie gegen die Wand.

»Du zerquetschst mich ...«

»Alles ist gut«, murmelte er. »Gleich ist alles gut.«

So sollte es nicht sein, dachte sie benommen. Das alles war falsch. »Nein ...« Sie wand sich und hob die Arme, um ihn wegzustoßen, doch er packte mit einer Hand ihre Handgelenke. Dann beugte er sich ein wenig herunter, sie spürte, wie die andere Hand ihren Rock hochschob, und plötzlich war sein Knie zwischen ihren Beinen und drängte sie auseinander.

»Tu das nicht«, wimmerte sie. »Bitte ...«

»Alles ist gut.« Seine Stimme klang jetzt schwer, drängend, seine Hand war in ihrer Unterhose, berührte sie ...

»Nein!«

»Tut mir Leid«, murmelte er. Die Hand zog sich zurück. Sie befreite ihre Hände und richtete sich auf, strich ihren Rock glatt, den Blick nach unten gerichtet, irgendwohin, nur nicht auf ihn. »Geh weg.«

»Schon gut«, sagte er und hob die Hände zum Gesicht. Sie versuchte, einen Schritt zur Seite zu machen, verlor aber das Gleichgewicht und stolperte über ihren eigenen Knöchel. Die

Welt schien zu schwanken und sich zu drehen, dann zog er sie am Arm und riss sie hoch, presste sich an sie, und ehe sie auch nur eine Bewegung machen konnte, waren seine Hände an ihrem Hals. Sie versuchte, auf ihn einzuschlagen, doch es nützte nichts, und ihr Kopf hämmerte, platzte ...

Genauso plötzlich ließ er los. Würgend und nach Luft schnappend sank sie auf die Knie, krümmte sich und spürte seinen Atem, als er sich zu ihr hinunterbeugte. Sie zuckte zur Seite, aber er packte sie am Handgelenk. »Hier, nimm das, nimm es.« Er schob etwas in ihre Handfläche. Dann hörte sie, wie er sich entfernte, knirschenden Kies, und während er sich umdrehte und in Richtung Straße weglief, konnte sie nicht aufhören zu husten und versuchte verzweifelt, wieder zu Atem zu kommen.

Als das Husten und Keuchen endlich abebbte und einen dumpfen Schmerz in ihrer Brust und am Hals hinterließ, war ihr erster Gedanke, dass man sie nicht auf Händen und Knien finden durfte. Dankbar für die Dunkelheit hangelte sie sich an der Mauer hoch.

Schritte. Zitternd drückte sie sich an die Mauer. Kam er zurück? Das konnte nicht sein ... unmöglich ... Nein, da war eine Taschenlampe. Er hatte keine Taschenlampe – er hatte gesagt, sie brauchten keine ... aber das musste nicht heißen, dass er keine hatte, oder? Oh Gott, bitte nicht ... Ihr Magen brannte, und ihre Beine fühlten sich an, als würden sie jeden Moment wegknicken. Sie schlug die Hände vors Gesicht, sackte in sich zusammen, rutschte an der Mauer hinunter und nahm kaum wahr, dass ihr Rock an einem Vorsprung hängen blieb und riss. Wieder Schritte, die Taschenlampe schwang in ihre Richtung, beleuchtete den Boden vor ihr, und dann – *eine Männerstimme*. Sie öffnete den Mund, doch kein Laut kam heraus. Sie sollte weglaufen, etwas tun, irgendwas ... Warum kommt niemand und hilft mir? Bitte, flehte sie stumm. *Bitte ...*

»H-hallo?«

Er war es nicht. Sie wusste es sofort. Die Stimme war anders. Höher. Eher jugenhaft. Zögernd.

»Hallo? Ist da jemand?«

Sie versuchte, ein paar Worte herauszubringen, aber nur ihr keuchender Atem war zu hören.

»Ich dachte, ich hätte gehört ...«

»Ja«, röchelte sie. »Ja, ich bin hier.«

Die Taschenlampe leuchtete ihr ins Gesicht und blendete sie. »Nein. Nicht.«

»Entschuldigung. Ich wollte Sie nicht erschrecken. Sie sehen nicht ... Alles in Ordnung?«

»Ja, es geht mir gut.« Warum hatte sie das gesagt? Natürlich ging es ihr nicht gut. »Es geht mir gut«, wiederholte sie. »Bin nur gestolpert, mehr nicht. Elende Verdunkelung.« Es gelang ihr, ein wenig zu lachen.

»Darf ich Ihnen hochhelfen?«

»Nein, eigentlich nicht.« Blaue Uniform. Air Force. Schwarze Haare. Blasses Gesicht. Sie konnte nicht richtig sehen. Keiner von denen aus dem Wagen, sonst würde er sie erkennen – oder?

»Holden-Brown. Guy Holden-Brown.«

Eine Hand vor ihrem Gesicht. Unwillkürlich wich sie zurück und schlug mit dem Kopf gegen die Mauer. Sie blinzelte. Die Hand war immer noch da. Sie nahm sie, und die Hand ... wackelte. Auf und ab. Er schüttelt meine Hand, dachte sie erstaunt. »Oh«, sagte sie. »Megan.« Und fügte automatisch hinzu: »Meine Mutter kommt aus Wales.« Und dann, ohne Punkt und Komma: »Ichglaubmirwirdschlecht.«

Er trat zurück, als sie den Kopf abwandte und sich erbrach, und als sie sich wieder umdrehte, hielt er ihr ein ordentlich gefaltetes Taschentuch hin. »Nehmen Sie es«, sagte er. »Bitte.«

»Vielen Dank.«

Nachdem sie sich das Gesicht abgewischt hatte, sagte er:
»Glauben Sie ... Ich meine ... können Sie aufstehen?«

»Ich ... Ja, ich glaube schon.«

Wieder auf den Beinen, wollte sie ihm das Taschentuch zurückgeben, doch er nahm es nicht an. »Machen Sie sich deswegen keine Gedanken«, sagte er.

Beschämt – natürlich wollte er es nicht wiederhaben, nicht so – knüllte sie es zusammen und stopfte es in ihre Tasche.
»Entschuldigung. Ich ... Ich werde es natürlich für Sie waschen.«

»Nein, schon gut. Behalten Sie es. Oder werfen Sie es weg, wenn Sie wollen.«

»Entschuldigung«, wiederholte sie.

Es war schrecklich. Sie wünschte, er würde weggehen. Sie wollte ihn nie wieder sehen, keinen von ihnen, niemals. Sie wünschte, sie wäre zu Hause. Sie wünschte, sie wäre tot oder irgendwo anders, nur nicht hier. Seine Freundlichkeit machte es nur schlimmer, viel schlimmer.

»Hören Sie«, sagte er. »Sie können nicht allein nach Hause gehen, nicht wenn Sie ... wenn Sie ... sich nicht wohl fühlen. Ich werde Sie begleiten.«

»Nein, wirklich, ich ...«

»Das ist schon in Ordnung, ehrlich. Ich werde Sie nicht – Sie wissen schon.« Er klang verlegen. »Sie können sich ganz sicher fühlen. Bitte erlauben Sie mir, Ihnen zu helfen.«

»Also gut.«

Sie benutzte ihre Taschenlampe nicht. Eine reichte, und außerdem wollte sie nicht mehr Licht. Die Nacht war ruhig, sie gingen nebeneinander her, ohne sich zu berühren, und sie redete nur, wenn sie die Richtung angeben musste. Durch das Erbrechen und die kühle Luft war sie wieder nüchtern geworden. Was blieb, war der schlechte Geschmack im Mund, die Schmerzen an ihrem Hals und in der Brust und ein ent-

setzliches, wachsendes Gefühl von Verlegenheit. Was musste er von ihr denken? Als sie in ihrer Straße ankamen, wurde sie von Scham beinahe überwältigt.

»Es geht mir wieder gut«, sagte sie, dankbar, dass seine Taschenlampe nach unten gerichtet war und sie sein Gesicht nicht sehen konnte. »Hier ist es gleich.«

»Sind Sie sicher? Sie ... wirkten vorhin einfach schrecklich verängstigt.«

»Wirklich«, sagte sie ungeduldig. »Es ist alles in Ordnung.«

»Also, wenn Sie meinen. Nehmen Sie lieber meine Taschenlampe.«

»Nein. Ich habe selbst eine.« Sie holte sie aus der Tasche hervor und schaltete sie ein.

»Nun, dann Gute Nacht.«

»Ja. Gute Nacht.«

Die Küchentür stand offen. Im Flur rief sie nur schnell: »Ich gehe gleich nach oben, Mum.«

»Bleibst du in deinem Zimmer?«

»Ja, ich bin schrecklich müde. Ich komme runter, wenn es Bombenalarm gibt.«

Sie setzte sich vor die zerkratzte Holzkommode, die sie als Frisiertisch benutzte, und blickte prüfend in den Spiegel: Überreste von Schminke auf dem fleckigen Gesicht, strähni- ges Haar, rote und blaue Male an ihrem Hals. Sie griff sich an die Brust. Die Brosche, Mums grüne Brosche, die sie ihr aus dem Schlafzimmer stibitzt hatte, war weg. Musste herunter- gefallen sein, als ... Sie befangerte die Stelle, wo sie sie ange- steckt hatte. Nein – da war ein kleiner Riss im Stoff. Als wäre sie abgerissen worden. Hatte er sie ihr vom Kleid gerissen, als er ... Aber das war idiotisch. Warum sollte er das tun?

Sie war nicht wertvoll, nur von Woolworth, aber Mum würde es trotzdem merken. Sie würde sagen müssen, dass sie sie im Kino verloren hatte. Sie stand auf und zog das Kleid

aus. Der Rock war schmutzig, und auf der Rückseite war ein langer Riss. Sie könnte behaupten, sie sei vom Fahrrad gefallen. Mist. Sie hatten die Fahrräder vergessen. Morgen früh musste sie gleich hingehen und ihres holen. Sie könnte auch sagen, dass sie die Brosche dort verloren hatte. Könnte sagen, sie sei zurückgegangen, um sie zu suchen, hätte sie aber nicht gefunden. Das Taschentuch fiel ihr ein. Sie musste es loswerden. Sie zog es aus der Tasche. Noch etwas kam heraus – ein Stück Papier – und flatterte auf den Teppich. Eine Pfundnote.

Wie ...? Dann fiel es ihr wieder ein: Der Mann hatte ihr etwas in die Hand gedrückt. Sie setzte sich wieder hin und starrte ihr Spiegelbild an.

Er hatte versucht, sie umzubringen. Dann hatte er ihr ein Pfund gegeben. Für die Brosche? Jetzt konnte sie eine neue kaufen und musste wenigstens deswegen nicht lügen. Aber das Fahrrad, gleich morgen als Allererstes – das durfte sie nicht vergessen.

Er hatte ihr ein Pfund gegeben.

Dieser andere Flieger – der sie nach Hause begleitet hatte ... sie hatte sich nicht bedankt. Unhöflich, wo er ihr doch so geholfen hatte. Jetzt war es zu spät, sie würde ihn nie wiedersehen. Das hoffte sie jedenfalls.

Erst hatte er versucht, sie zu vergewaltigen, und dann, sie umzubringen. *Er hatte versucht, sie umzubringen.*

Sie wusste, das würde sie nie jemandem erzählen können. Ihr Spiegelbild mit den stumpfen Augen und dem verschmierten, verbotenen Lippenstift bestätigte nur, was ihre Mutter denken würde: Es war ihre eigene Schuld. Sie betrachtete ihre Hände – aufgeschürft und schmutzig – und pickte ein wenig Dreck aus der Wunde am Knie. Sie hatte ihn schließlich gereizt, oder etwa nicht?

Er hatte versucht sie umzubringen, und es war ihre eigene Schuld.